

Es kommt ans Sonnenlicht!

Freie Bearbeitung nach dem Englischen von M. Walter.

(Fortsetzung.)

George Dallas warf einen raschen Blick auf seine Mutter und fuhr dann zögernd fort: „Ich wäre vollständig ruiniert gewesen, hätte mir nicht ein Freund das Geld geliehen. Spielschulden müssen bezahlt werden, Mutter, und Rout wollte mich nicht untergehen lassen, obgleich er ebensowenig besitzt wie ich. Natürlich mußte er das Geld erst borgen und wir müssen es mit Zinsen wieder geben. Das Glück war leider gegen uns beide.“

„Gegen euch beide?“ wiederholte Frau Ashton betroffen. „Ist Dein Freund denn auch ein Spieler?“

„Ja, das ist er!“ gab Dallas in schroffem Ton zurück. „Alle meine Freunde sind Spieler und Trunkenbolde. Was willst Du? Woher sollte ich wohl ehrbare, tugendhafte Gefährten haben? Ein armer Teufel, wie ich, der keinen Rückhalt hat! Dein Mann hat gut gesorgt, mir allen Kredit abzuschneiden. Jedermann weiß, daß mein Stiefvater mich verstoßen hat und ich mich in Ashton House nicht blicken lassen darf. Ich thue es auch nicht, sondern stehle mich nur bei Nacht und Nebel in die Dienerschaftsräume, wie Du siehst!“ Er lachte grell auf und fuhr dann in sarkastischem Ton fort: „Mein Freund ist zwar nicht ein Spieler, aber er hilft mir aus der Not, selbst wenn er Ungelegenheit dadurch hat. Ob die sogenannten „ehrbaren“ Freunde das für mich thun würden, bezweifle ich stark; ich habe wenigstens nie dergleichen gesehen.“

Frau Ashton war aufgestanden. Ein zorniger Blick aus ihren schönen, dunklen Augen traf den Sohn, während sie ernst, fast streng erwiderte: „George, Du stellst meine Geduld auf eine harte Probe. Ich sehe mit Bekümmernis, daß Du Dich noch nicht im geringsten geändert hast. Du bist nur gekommen, um mich mit unziemlichen Worten zu kränken und das Geld für Deine Spielschulden zu verlangen. — Ist es wohl so?“

Der junge Mann senkte schweigend den Kopf.

„Nun achte wohl auf das, was ich Dir sage. Ich kann Dir kein Geld geben, denn ich habe nichts zu meiner Verfügung. Was ich besaß, habe ich Dir zugewendet und mein Mann wird Dir auch nicht helfen. Wie oft habe ich ihn gebeten, seinen Entschluß Dir gegenüber zu ändern; doch leider vergebens! Ueberdies müßte Deine Selbstachtung Dir nicht gestatten, etwas von dem Manne anzunehmen, der eine so schlechte Meinung von Dir hat. Du bist zum größten Teil selbst schuld daran und brauchst deshalb Deinen Aerger nicht gegen mich auszulassen.“

George schwieg hartnäckig, mit verschränkten Armen am Kamin lehnend und finster vor sich hinstarrend.

Seine Mutter betrachtete ihn mit kummervoller Miene; sie liebte den einzigen Sohn trotz seiner Fehler, trotz seines Leichtsinns und ihr Herz blutete bei dem Gedanken, in welch traurigen Verhältnissen er lebte und wie machtlos sie war, ihn daraus zu befreien.

„Wie viel Geld brauchst Du, George?“ fragte sie nach einer Weile in sanfterem Ton. „Und wann muß es gezahlt werden?“

„Es sind hundertfünfzig Pfund Sterling, Mutter, die ich heute in vier Wochen zurückgeben muß.“

„Hundertfünfzig Pfund!“ wiederholte Frau Ashton bestürzt.

„Ja,“ nickte er in dumpfer Resignation. „Und zu alledem habe ich nicht einen Heller, um zu leben, ich bin völlig abgebrannt.“

„Leider kann ich Dir kein Geld geben, George. Wo sollte ich es hernehmen?“

„Dies sieht nicht aus, als ob es Dir an Geld fehlte!“ warf der junge Mann bitter ein, eine Falte ihres schweren Samtkleides emporhebend.

„Meine persönlichen Ausgaben werden alle von meinem Manne bestritten und ich muß mich ganz nach seinen Bestimmungen kleiden,“ erwiderte Frau Ashton, von dem Vorwurfe des Sohnes schmerzlich berührt.

„Nun, dann bleibt mir kein anderer Ausweg, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen,“ versetzte George leidenschaftlich.

Seine Mutter erbebte bei diesen Worten. „O, mein Kind, sprich nicht so entsetzliche Dinge!“ bat sie mit Thränen in den Augen. „Laß mir Zeit! Ich will alles aufbieten, Dir das Geld zu verschaffen. — Ach, George, George!“ Und auf das Sofa niedersinkend, verbarg sie weinend das Gesicht in den Händen.

Der junge Mann betrachtete sie einen Augenblick unentschlossen, dann aber kam er rasch auf sie zu und an ihre Seite knieend sagte er mit seltsam weicher Stimme: „Mutter, vertraue mir nur



Bad Elster, vom Brunnenberge aus gesehen. (Mit Text.)

noch ein einziges Mal! Hilf mir in dieser Sache, denn es hängt für mich Leben oder Tod davon ab und dann werde ich versuchen, ein anderer, besserer Mensch zu werden. Ich bin des wüsten Treibens wirklich müde und schäme mich meiner eigenen Schwäche. Wenn ich aber dieses Geld nicht erhalte, bin ich verloren — gänzlich in Routs Händen und — ich möchte mich doch so gern von ihm losmachen."

Seine Mutter horchte auf; es lag etwas in seinem Ton, das sie beunruhigte und ihr doch zugleich neue Hoffnung einflößte.

„In den Händen dieses Mannes, George? Wieso?"

„Das kann ich Dir nicht erklären, Mutter, Du würdest es doch nicht verstehen. Aber habe keine Angst, es ist nichts, was nicht durch Geld ausgeglichen werden könnte. Ich habe jetzt eine gute Lehre gehabt. Du schüttelst ungläubig den Kopf und meinst, ich hätte deren schon mehrere erhalten, doch glaube mir, diese soll mir Nutzen bringen."

„Ich kann Dir das Geld aber erst in einiger Zeit geben," bemerkte Frau Ashton nochmals, „und inzwischen darfst Du nicht hier bleiben."

„Ich weiß, ich weiß!" versetzte er bitter. „Willst Du mir aber nicht ein wenig Geld mitgeben? Der Erlös dieses einen Gegenstandes," er deutete auf das Armband, das sie trug, „würde für lange Zeit ausreichen."

„Es gehört zum Familienschmuck; sonst hätte ich es Dir wohl gegeben," entgegnete sie seufzend. „Laß mir Zeit, ich werde Dir das Geld beschaffen, und heute gebe ich Dir mit, was ich habe."

Sie erhob sich, legte ihre Hände auf seine Schultern und schaute ihm liebevoll in die Augen. Es war ein seltsamer Gegensatz. Der schlanke, junge Mann mit dem hagern Gesicht, dem unruhigen, scheuen Blick und der vernachlässigten Kleidung und die schöne Frau in der eleganten Toilette, die jetzt erst in der vollen Blüte ihrer Reize stand, denn als ihr Sohn geboren wurde, war sie kaum siebzehn Jahre alt gewesen. Mit zärtlich forschendem Blick betrachtete sie das Gesicht ihres Lieblings, als wolle sie darin die Wahrheit seiner Versprechungen lesen, und als sie die Reue sah, die sich in seinen Augen spiegelte, da schlug ihr Herz in mütterlicher Freude und sie schloß ihn liebevoll in die Arme.

In diesem Augenblick kam die alte Ellen atemlos hereingestürzt. „Der gnädige Herr hat nach Ihnen gefragt, gnädige Frau," sagte sie, „und er hat bereits Frau Garriet in Ihr Zimmer geschickt, um zu sehen, ob Sie krank seien."

„O, dann muß ich gehen," rief Frau Ashton, George hastig küssend, „und Du mußt auch nicht hier bleiben, meine Junge. Warte nur noch ein paar Minuten, Ellen wird Dir bringen, was ich Dir versprochen habe und dann fahre ja nicht zurück, ohne Dir einen Ueberrock gekauft zu haben."

Damit verließ sie das Zimmer, gefolgt von der Haushälterin, während Dallas ihr wehmütig nachschaute.

„Mein liebes, gutes Mütterchen," murmelte er vor sich hin, „sie ist immer gleich zärtlich und besorgt um mich. Trotz ihrer Bekümmernis denkt sie daran, daß ich mir einen Ueberrock kaufe. Ich kann darauf rechnen, daß sie mir das Geld schafft und wenn ich mich dieses Mal aus der Klemme ziehe, will ich ernstlich halten, was ich ihr versprochen habe."

Er setzte sich an den Kamin und versank in Nachdenken, bis die alte Ellen zurückkehrte.

„Hier ist das Geld, Herr George," sagte sie, „und Ihre Frau Mutter det Ihnen noch einen Gruß und wird Ihnen nach London schreiben."

Er nahm das gefaltete Papier — es war eine Zehnpfundnote.

„Besten Dank, Ellen! Doch nun muß ich gehen, so gerne ich auch noch ein Weilchen mit Euch geplaudert hätte. Wie komme ich aber fort? Wieder durch das Fenster?"

„Nein, nein, Herr George, ich zeige Ihnen einen Weg." — Sie geleitete ihn durch einen langen Gang bis zu einer kleinen Seitenthüre, die ins Freie führte. „So," sagte sie, ihm bewegt die Hand reichend, „das Thor ist offen und Sie können ungesehen heraus. Gott schütze Sie, mein lieber Junge!"

Er streichelte die treue Alte, schüttelte ihr nochmals die Hand und schritt dann in die Dunkelheit hinaus. Ein Gefühl der Vereinsamung beschlich ihn, als die Thüre sich hinter ihm schloß und er an dem hellerleuchteten Hause vorüber durch den verödeten Hof in die große Allee einbog.

„Nun bin ich doch wenigstens um zehn Pfund reicher," dachte er, „und habe das Versprechen meiner Mutter. O, und den Zweig Blumen darf ich nicht vergessen! Schade, daß ich Ellen nicht gefragt, wer das Mädchen ist. Nun, wir werden uns vielleicht zu Gesicht bekommen und ich brauche mir vorläufig nicht den Kopf zu zerbrechen. Soll ich hier im Dorf bleiben oder lieber bis Amhurst gehen? Ich denke, das letztere ist gescheiter."

Rüstig ausschreitend erreichte er nach einer Stunde den kleinen Ort, wo er trotz der vorgerückten Zeit noch ein Unterkommen in dem einzigen, etwas primitiven Gasthof fand.

Da er am nächsten Morgen bis zum Abgang des Zuges nach London noch genügend Muße hatte, so suchte er den Schneider des Städtchens auf, um sich mit einem warmen Kleidungsstück zu versehen, denn die starke Kälte hatte noch keineswegs nachgelassen.

Evans, so hieß der alleinige Bekleidungskünstler Amhursts, war ein altes Männchen mit listig zwinkernden Augen, grauem Backenbart und einer ansehnlichen Glatze, über die er mit nervöser Bewegung strich, sobald er in Eifer geriet. Er begrüßte Dallas mit tiefer Verbeugung, als dieser aber fragte, ob er keinen fertigen warmen Ueberrock habe, nahm er eine nachdenkliche Miene an. „Hm! dergleichen Dinge machen wir nur auf Bestellung. Doch da fällt mir ein, wir erhielten einen Paletot zurück, weil der betreffende Herr plötzlich abgereist war. Hm! der muß noch irgendwo aufbewahrt sein." Eifrig durchsuchte er mehrere Schränke seines Ladens und rief endlich frohlockend: „Richtig, da ist er! Ein prächtiger Rock und schön gefüttert, unser eigenes Fabrikat, wie Sie sehen!" Er deutete mit der runzligen Hand auf ein unter dem Kragen an der Innenseite des Rockes befestigtes Band, auf dem mit goldenen Buchstaben gedruckt stand: Evans, Schneider, Amhurst. Dallas probierte ihn an und da er ihm paßte, zahlte er, ohne zu handeln, indem er die Zehnpfundnote zum Wechseln gab. „Ah!" bemerkte Evans pfiffig, „ich weiß genau, wo die Note herstammt — aus unserem Postbureau, denn da setzen sie auf jede Banknote den Datumsstempel." Er trippelte hinter seinen Ladentisch, zählte Dallas das Geld hin und begleitete ihn mit tiefen Verbeugungen bis an die Thüre. Eine halbe Stunde später fuhr George nach London.

3.

An dem Tage, an welchem George Dallas in die Residenz zurückkehrte, saß in einem im ersten Stock eines wenig ansehnlichen Hauses gelegenen Zimmer ein Mann in tiefe Gedanken versunken. Er war groß und kräftig gebaut, mit kühnblickenden, schwarzen Augen, dichten buschigen Brauen, einer geraden Nase und starkentwickeltem glattrasiertem Kinn. Um die dünngeschnittenen Lippen lag ein Zug von Energie, die darauf schließen ließ, daß dieser Mann einmal Unternommenes auch rücksichtslos durchführte, aber seine im Grunde einnehmenden Züge trugen deutliche Spuren eines stürmischen, ungeregelten Lebens. Trotz seiner zur Schau getragenen Nachlässigkeit in Haltung und Benehmen sah man es ihm an, daß er aus besseren Kreisen stammte. Und in der That, Stuart Rout war ein Sohn aus dem edlen Geschlecht der Routs von Carr Abbey, die stets höchste Stellungen im Lande bekleideten, deren Töchter zu Hofe gingen und deren Söhne ohne Ausnahme in Oxford studierten. Rein und fleckenlos war das Wappen der Routs und der einzige, der sich durch seinen schlechten Lebenswandel als ein räudiges Schaf erwies, Stuart Rout, war von seinem Vater verstoßen und aus der Liste der Familienglieder ausgestrichen worden. Während seines Aufenthaltes in Oxford war er bei Lehrern und Studenten gleich beliebt gewesen, aber seine Leidenschaft zum Spiel führte ihn auf Abwege und schließlich wurde er wegen Betruges und Falschspielens ausgestoßen. Da sein Vater ihn fortan als tot betrachtete, so begann er ein unstetes Leben, seine Existenz aus unlauteren Erwerbsquellen bestreitend. Während eines Besuches in Baden-Baden erkrankte er an einem heftigen typhösen Fieber, dem er wegen Mangel an genügender Pflege sicher erlegen wäre, hätte sich seiner nicht eine junge Engländerin, Betsy Creswick, erbarmt, die sich in demselben Hotel als Erzieherin bei einer vornehmen Familie befand. Die Dame bei der sie diente, war über diese „unpassende" Handlungsweise des Mädchens so entrüstet, daß sie dasselbe sofort entließ, doch Betsy ließ sich dadurch nicht abhalten, den Kranken in aufopfernder Weise zu pflegen.

Als er nach langen Wochen genaß, bezeugte er ihr seine Dankbarkeit, indem er um ihre Hand warb und sie war ohne Zögern bereit, ihr Schicksal mit dem seinigen zu vereinen. Sobald er sich genügend erholt, kehrten sie nach London zurück, wo sie sich trauen ließen und Rout hatte diese Heirat nie zu bereuen. In allen Wechselfällen seines unruhigen Lebens stand Betsy ihm treu zur Seite, stets die schwersten Bürden auf sich nehmend, unermüdlich, unerschütterlich in ihrer Liebe zu dem Gatten. Wäre dieselbe weniger tief, weniger leidenschaftlich gewesen, so hätte Betsy wohl schwerlich die Entdeckung überwunden, welche ehrlose, zweifelhafte Existenz Stuart führte. Sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen und war mit den besten Grundsätzen aufgewachsen — kein Wunder also, daß sie anfangs entsetzt zurückschreckte, als sie erkannte, was für einem Manne sie ihre Hand gereicht hatte. Wohl machte sie ihm Vorstellungen, wohl bat sie ihn, den eingeschlagenen Weg zu verlassen und sich eine ehrliche, wenn auch nur bescheidene Existenz zu gründen, doch er hatte ihr in so barscher Weise erklärt, es sei ihm unmöglich, weil ihm sein bisheriges Leben zur zweiten Natur geworden und sie müsse, nun sie sein Weib, alle ihre früheren thörichten Anschauungen aufgeben, daß sie nie wieder einen Versuch machte, ihn umzustimmen. Sie brach mit ihrer Ver-

gangenheit, mit ihrem eigenen Ich, und getragen von jener echten Liebe, die alles duldet, alles überwindet, lernte sie, sich selbst zu verleugnen, ganz in dem Gatten aufzugehen und in allen Dingen seine treue Verbündete, seine sicherste Beraterin zu werden. Ihr gleichmäßiges Temperament, ihre rasche Auffassungsgabe und der Eifer, mit dem sie sich den Angelegenheiten ihres Mannes widmete, machten sie diesem bald unentbehrlich und in den Kreisen, in denen sie verkehrten, genoß sie allgemeiner Beliebtheit. Mochte ihre gesellschaftliche Stellung auch eine zweifelhafte sein — als Frau und Gattin war ihr Ruf tadellos; der Keckste, Zudringlichste hätte nicht gewagt, sie auch nur mit einem Worte zu belästigen. Jeder kannte ihre unwandelbare Liebe und Hingebung für Rout und gar mancher beneidete diesen um seinen Schatz.

Es mochten keine sehr angenehmen Gedanken sein, die Rout beschäftigten, als er am Tische sitzend eine Anzahl Papiere durchblätterte.

„Fehlt Dir etwas, Stuart?" fragte plötzlich eine Stimme hinter ihm. Er schaute auf, Betsy, die unbemerkt hereingekommen, stand an seiner Seite, einen forschenden Blick aus ihren tiefblauen Augen auf ihn heftend.

„Mir fehlt nichts!" entgegnete er. „Warum fragst Du?"

„Du siehst so nachdenklich aus," bemerkte sie, sich zärtlich an seine Schulter lehnend.

„Ich dachte an diesen Deam. Was hältst Du von ihm, Betsy?"

„Wie meinst Du das? In betreff seiner oder unserer?"

„In beider Hinsicht. Ich werde nicht klug aus ihm, er ist so kaltblütig und dabei höllisch schlau. Auf der einen Seite nimmt man ihn für einen geriebenen Geschäftsmann, der sich ein Vermögen machen will, auf der anderen für einen Müßiggänger, der nur dem Vergnügen nachjagt und sein Geld vergeudet."

„Der Ansicht bin ich nicht, Stuart," widersprach Betsy ruhig. „Ich glaube nicht, daß er sein Geld verschwendet, vielmehr ist er in seinen noblen Passionen ebenso berechnend wie andere in ihren Geschäften."

„Ich hasse diesen Mann!" stieß Rout zornig hervor.

„Das ist gefährlich! Du solltest diejenigen, die Du für Deine Zwecke benutzen willst, weder hassen noch lieben. Das eine würde Dich zu unvorsichtig, das andere zu ängstlich machen. Beides ist unklug. Ich meinesteils hege keine Abneigung gegen Deam."

„Ein Glück für ihn, Betsy!" lachte ihr Gatte. „Ich denke, mit meinem Haß würde er noch besser daran sein als mit dem Deinigen."

„Wohl möglich!" entgegnete sie achselzuckend. „Jedenfalls habe ich ernstlich über ihn nachgedacht und ich glaube, ich weiß nun, was er wirklich ist."

„Beim Himmel! Dann hast Du etwas Außerordentliches geleistet!" unterbrach Rout sie, „denn ich habe nie einen verschlosseneren, undurchdringlicheren Menschen gesehen. Er ist filzig wie ein schottischer Händler, verschlagen wie ein Hund und vorsichtig wie ein Amerikaner. Und dabei von einem so offenkundigen Vertrauen, daß es mich ganz aus der Fassung bringt."

„O, ich dachte, das könnte Dir gar nicht mehr passieren," warf Betsy ein. „Wie oft hast Du mir selbst gesagt, daß die Menschen, die unseren Zwecken dienen, für uns nur Strohpuppen sein müssen. Dir sollten alle gleichgültig sein."

Sie schwieg und fragte nach einer Weile in verwundertem Ton: „Wie steht Deine Rechnung mit ihm?"

„Meine Rechnung? Ja, das eben ist der wunde Punkt. Er ist so gerieben, daß man nichts mit ihm anfangen kann. Der Bursche ist ein ärgerer Spitzbube als ich und auch zum mindesten ein ebenso großer Schwindler, nur fehlt ihm vielleicht die rechte Uebung. Er behandelt mich aber oft mit einer solchen Unverschämtheit, daß ich manchmal nicht übel Lust hätte, ihm das Lebenslicht auszublasen."

„Wer sind denn deine Genossen, wenn Du nicht mit ihm bist?" fragte Betsy nachdenklich.

„Das hält er ebenso geheim, wie alles andere," entgegnete Rout, „doch werden es wohl saubere Kumpane sein."

„Das denke ich auch! Ohne Zweifel hat er einen besonderen Grund, vorsichtig aufzutreten. Aber weshalb beschäftigst Du Dich so viel mit ihm?"

„Nur wegen Dallas. Es thut mir leid, daß der arme Junge sein Geld an diesen Menschen verloren hat. Ich habe ihn gern, trotzdem er ein rechter Narr ist, und bedauere sein Mißgeschick."

„Tröste Dich mit dem Gedanken, daß Du ihm geholfen hast," bemerkte sie kühl.

„Dir scheint es sehr einerlei zu sein," erwiderte er, sich erhebend und im Zimmer auf- und abgehend. Sie trat auf ihn zu und beide Hände auf seine Schultern legend, während sie ihm voll in die Augen schaute, sagte sie in warmem Ton: „Da hast Du recht, Stuart! Ich kümmere mich um niemand in der Welt als um Dich und habe weder Teilnahme noch Interesse für irgend einen anderen."

Er sah wohlgefällig auf sie herab. „Du bist die beste und hübscheste Frau, die ich kenne!" sagte er freundlich.

Sie errötete vor Freuden bei diesem Lob, dann aber fragte sie plötzlich: „Was gedenkst Du zu thun, wenn Dallas das Geld nicht bringt?"

„Ich weiß noch nicht. Denkst Du denn, daß er die Summe erhält?"

„Es hängt alles von seiner Mutter ab. Liebt sie ihn wirklich, so wird sie alles aufbieten, ihm zu helfen."

„Es würde mir aber gar nicht passen, wenn er schon jetzt das Geld mitbrächte; viel besser, er bleibt mein Schuldner, denn er ist mir von großem Nutzen."

„Wohl aber, doch bedenke, wenn er die Summe behält, so wird's nicht lange dauern und — —"

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach ihre Worte; George Dallas trat ein. Er sah so verdrießlich und entmutigt aus, daß seine Freunde sofort die Ursache verrieten. Sie wechselten einen Blick zusammen und Betsy fragte dann mit scheinbarer Gleichgültigkeit nach dem Erfolg seiner Reise.

„Ich kehre reicher zurück als ich ging," sagte er mit einem schwachen Versuch zu scherzen. „Sehen Sie, einen neuen Ueberrock."

„Das ist alles?"

„Alles!"

„Hm — recht schlimm!" bemerkte Rout.

„Ja, schlimm aber wahr, lieber Freund! Und ich weiß jetzt wirklich nicht, was ich thun soll. Ich sah meine Mutter, doch sie kann mir nicht helfen, weil sie keine Mittel hat. Bis heute begriff ich ihre Stellung nicht, aber nun verstehe ich es. Sie ist —"

Er hielt plötzlich inne; seine bessere Natur hielt ihn zurück, vor diesen Leuten über seine Mutter zu reden.

„Wie gesagt," fuhr er rasch fort, „sie konnte mir nicht helfen, versprach mir aber, das Geld, wenn möglich, in einem Monat zu beschaffen, und sie wird ihr Versprechen halten, das weiß ich. Natürlich müssen Sie mir auch noch etwas Zeit lassen, Rout."

„Das ist eine fatale Sache," entgegnete dieser verstimmt. „Sie verlangen, ich solle Ihnen Zeit lassen, Dallas, doch wie werde ich dann fertig? Es bleibt mir nichts anderes übrig, als noch etwas Aufschub für die Zahlung zu erlangen. Kommen Sie mit mir, wir wollen die Sache gleich ordnen und unterdessen richtet Betsy ein kleines Mahl her."

Dallas war damit einverstanden. Die beiden Männer gingen zusammen in die Stadt und als sie nach zwei Stunden zurückkamen, fanden sie Betsy ihrer bereits wartend. Rout war an diesem Abend besonders liebenswürdig und aufgeräumt; es lag ihm viel daran, den jungen Mann an sich zu fesseln und für seine Zwecke auszubeuten. Ob George dabei zu Grunde ging, bekümmerte ihn wenig; er hielt stets nur seinen eigenen Vorteil im Auge und diesem opferte er rücksichtslos Freund und Feind.

Nachdem Dallas gegangen, saß das Ehepaar noch lange in ernster Beratung zusammen. Rout hatte in letzter Zeit verschiedene Mißerfolge gehabt, er, der Schwindler, war selbst beschwindelt worden, verschiedene seiner Berechnungen hatten sich als falsch erwiesen und, was ihn am meisten ärgerte, seine Operationen gegen Deam waren alle an dessen Schlauheit und Vorsicht gescheitert. Rout kannte des anderen wirkliche Lebensstellung nicht, aber er fühlte, daß dieselbe, trotzdem er kein professioneller Gauner, ihm doch zum mindesten ebenbürtig war und deshalb haßte er ihn. Ein immer stärker werdendes Verlangen, sich in den Besitz des Geldes zu setzen, mit dem sich Deam so brüstete und das er doch so festzuhalten verstand, bemächtigte sich Routs und entwickelte sich zu jener leidenschaftlichen Habgier, die auch vor einem Verbrechen nicht zurückschrecken würde.

Betsy gewahrte mit großer Beunruhigung, was in ihrem Gatten vorging. Die Pläne, die er ersann, um sich wieder emporzuarbeiten, wie er es nannte, erschienen ihr gefährlich und tollkühn, aber sie widersprach ihm in nichts, nur als sie sich zur Ruhe begab, murmelte sie seufzend vor sich hin: „Wie wird das alles enden?"

(Fortsetzung folgt.)

Wenn wir nur wollen.

Von A. vom Rhein. (Nachdruck verboten.)

„Hahaha," lachte Mariechen Ziegler, des reichen Landgerichtsdirektors reizendes Töchterchen, ausgelassen auf, „was würden die Männer wohl ohne uns machen, Herr Doktor! Ihr wäret ja ohne die Frauen die bedauernswertesten Geschöpfe unter der Sonne. Nein, nein, nein, seien Sie ganz stille, Sie glauben ja doch selbst nicht, was Sie sagen."

Der junge Mann, an den diese Worte gerichtet waren, war ein Mediziner, welcher im Begriffe stand, sich nach einer lohnenden Praxis umzusehen. Seine leuchtenden Augen verrieten großen Geist und sein tadelloser Anzug ließ auch äußerlich den Mann der guten Gesellschaft erkennen. Dr. Arthur Pohl hatte sich erst vor wenigen Monaten in Z. niedergelassen und die Frau Landgerichts-

direktor war eine seiner ersten Patientinnen gewesen. Der junge Arzt hatte die liebenswürdige aber etwas hysterisch angelegte Dame richtig zu behandeln gewußt und sich ihr volles Vertrauen erworben. Seitdem war er ein häufiger Gast der Zieglerschen Familie, und im Hause des Landgerichtsdirektors gab es keine Festlichkeit, an der nicht Dr. Pohl teilgenommen hätte.

Die neidische Welt deutete diese Aufmerksamkeit der Zieglerschen Familie gegen den jungen Mediziner freilich als ein von der Mutter geschickt gelegtes Netz, in welchem für das zwanzigjährige Töchterchen ein passender Freier gefangen werden sollte, in Wahrheit aber dachten weder Mariechen noch der Arzt an eine eheliche Verbindung. Trafen sich die beiden jungen Leute, so gab es sogar zwischen ihnen statt eines süßen Liebesgeflüsters allemal eine lebhafte Diskussion, die durchaus nicht immer in eitel Harmonie ausklang.

Auch jetzt waren die beiden Kampfhähne wieder aneinander geraten und zum Gaudium der übrigen Anwesenden flogen recht scharfe Pfeile hin und her.

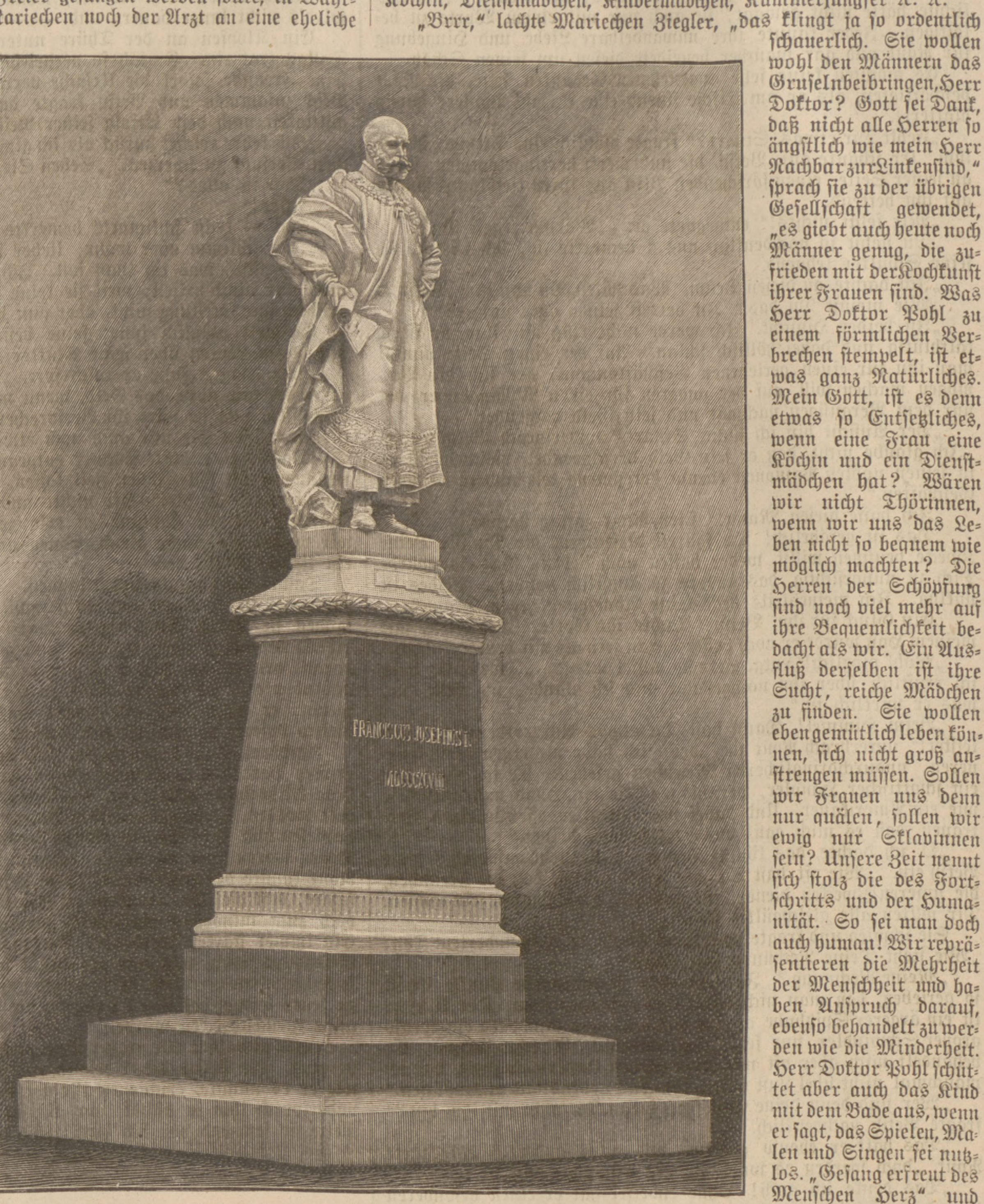
„Doktor," mahnte Referendar Reinhold, „die Damen haben immer recht. Kinder laßt das Streiten und verderbt uns doch nicht den schönen Nachmittag und unsern Ausflug. Disputiert ein anderes Mal, ich . . ."

„Der Herr Referendar ist liebenswürdig wie immer," fiel ihm Fräulein Ziegler ins Wort, „aber er wird mit seiner Ansicht, daß die Damen stets recht haben, bei Herrn Dr. Pohl wenig Gegenliebe finden, wie Herr Doktor? Und übrigens streiten wir uns nicht, wir unterhalten uns nur lebhaft und das ist für uns die rechte Würze des Lebens."

„Diesmal stimme ich wirklich einmal mit Ihnen überein, Fräulein Ziegler," nickte der junge Arzt. „Ich halte ebenso wohl eine gute prickelnde Unterhaltung für einen Genuß, wie ich der Ansicht des Herrn Referendars nicht beizutreten vermag. Im Gegenteil, meine Damen, verzeihen Sie die Unhöflichkeit, glaube ich, daß die Frauen meist unrecht haben. Die Anwesenden," setzte er lachend hinzu, „sind natürlich immer ausgenommen. Und so kann ich denn auch von meiner vorhin geäußerten Ansicht," wandte er sich an Fräulein Ziegler, welche zu seiner Rechten saß, „daß wir sehr gut ohne Frauen fertig werden können, nichts zurücknehmen. Die immer steigende Unlust der Männer zu heiraten, ist ein Beweis dafür. Sie erkennen, daß die Frauen unserer Zeit nicht mehr der erhaltende, sondern der ausgebende Teil sind und wir Männer wissen recht gut, daß wir als Junggesellen weit leichter durchs Leben kommen. Früher," fuhr er mit Nachdruck fort, „war es freilich anders. Zur Zeit unserer Urgroßeltern konnte man noch von einem Hause sagen,

Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen Und wehret den Knaben
Und reget ohn' Ende Die fleißigen Hände.

Heute jedoch ist das anders. Unsere jungen Mädchen sind verbildet und an dieser Verbildung krankt unsere Generation. Unsere jungen Damen singen, spielen, malen, reiten, sind furchtbar belesen, ja dichten sogar, aber was die Kartoffeln kosten, oder wie eine gute Suppe bereitet wird, wissen sie nicht. Strümpfe stricken, Wäsche flicken sind ihnen böhmische Dörfer und der Mann, welcher alleweile heiratet, muß gleich ein ganzes Heer von Bedienung mitbringen: Köchin, Dienstmädchen, Kindermädchen, Kammerjungfer 2c. 2c."



Das am 26. Juni enthüllte Kaiser-Franz-Joseph-Denkmal in Mährisch-Weißkirchen.
Nach einer photogr. Aufnahme von Ferd. v. Wichera in Mährisch-Weißkirchen. (Mit Text.)

„Brrr," lachte Mariechen Ziegler, „das klingt ja so ordentlich schauerlich. Sie wollen wohl den Männern das Gruseln beibringen, Herr Doktor? Gott sei Dank, daß nicht alle Herren so ängstlich wie mein Herr Nachbar zur Linken sind," sprach sie zu der übrigen Gesellschaft gewendet, „es giebt auch heute noch Männer genug, die zufrieden mit der Kochkunst ihrer Frauen sind. Was Herr Doktor Pohl zu einem förmlichen Verbrechen stempelt, ist etwas ganz Natürliches. Mein Gott, ist es denn etwas so Entsetzliches, wenn eine Frau eine Köchin und ein Dienstmädchen hat? Wären wir nicht Thörinnen, wenn wir uns das Leben nicht so bequem wie möglich machten? Die Herren der Schöpfung sind noch viel mehr auf ihre Bequemlichkeit bedacht als wir. Ein Ausfluß derselben ist ihre Sucht, reiche Mädchen zu finden. Sie wollen eben gemütlich leben können, sich nicht groß anstrengen müssen. Sollen wir Frauen uns denn nur quälen, sollen wir ewig nur Sklavinnen sein? Unsere Zeit nennt sich stolz die des Fortschritts und der Humanität. So sei man doch auch human! Wir repräsentieren die Mehrheit der Menschheit und haben Anspruch darauf, ebenso behandelt zu werden wie die Minderheit. Herr Doktor Pohl schüttet aber auch das Kind mit dem Bade aus, wenn er sagt, das Spielen, Malen und Singen sei nutzlos. „Gesang erfreut des Menschen Herz" und manche Frau hat schon ihrem Gatten die Sorgen von der Stirn weggesungen. Die prosaischen Arbeiten des Suppekochens und Strümpfestrickens machen das Leben nicht aus, der Geist will auch etwas haben."

„Aber man kann sich nicht durchs Leben singen," entgegnete der junge Arzt. „Das Leben zeigt uns nicht immer heitere Seiten, sondern mitunter auch Stunden, in welchen an die Gattin ernste Anforderungen gestellt werden, in denen es gut wäre, wenn sie im stande sein würde, die Einnahmen vermehren zu helfen. Bei Spiel und Gesang jedoch kann man wohlgemut verhungern."

„Das käme auf eine Probe an," versetzte Fräulein Ziegler und blickte ihren Nachbar herausfordernd an. „Ich möchte beinahe die Wette eingehen, daß ich innerhalb vierundzwanzig Stunden damit mehr verdiene, als ein Mediziner in drei Tagen."



„Schier dreißig Jahre bist Du alt!" Nach einem Originalgemälde von E. Hader. (Mit Text.)

„Donnerwetter," lachte der Referendar, „dann werden Sie einmal eine vorzügliche Frau, Fräulein Ziegler, und der Mann, welcher Ihre Hand gewinnt, kann sich nicht glücklich genug schätzen."

„Pst," fiel Doktor Pohl ein, „zwischen Wollen und Können ist ein großer Unterschied. Fräulein Ziegler müßte erst den Beweis erbringen. Ich glaube aber," fügte er hinzu und seine Lippen umspielte ein spöttischer Zug, „meine schöne Nachbarin wird es auf die Probe nicht ankommen lassen."

„Sie irren, Herr Doktor. Es giebt auch Frauen, die mutig sind. Hier, schlagen Sie ein. Was gilt die Wette, daß ich bis morgen um diese Zeit dreimal so viel durch Gesang verdient habe als Sie?"

Sie hielt dem Mediziner die Hand hin, die dieser zögernd ergriff.

„Ich bin ein Anfänger, Fräulein Ziegler," erklärte Dr. Pohl, „meine Einnahmen können Sie daher nicht als Maßstab gelten lassen, aber immerhin will ich hundert Mark an die Armen schenken, wenn Sie recht behalten."

„Ich werde sechsmal so viel verdient haben," lachte das junge Mädchen und ihre Augen leuchteten. „Sind Sie damit zufrieden?"

„Einverstanden," sprach der Jünger Aeskulaps und drückte dem Fräulein die Rechte. „Aber, wenn Sie verlieren, was zahlen Sie dann?"

„Zahl — en," wiederholte Mariechen Ziegler. „Ich habe kein Geld und Papa darf ich mit solchen Sachen nicht kommen."

„Dann müssen Sie den Doktor zur Strafe heiraten," rief der Referendar.

Das junge Mädchen schlug die Augen zu Boden und ihre Wangen überzog ein leichtes Rot.

„Die Strafe wäre zu hart," scherzte Dr. Pohl und drückte leicht das feine Händchen der Dame, das er immer noch in seiner Rechten hielt. „Nein, Fräulein Ziegler, das verlange ich nicht. Wie sollten Sie den greulichsten Menschen des Jahrhunderts, ihren ewigen Widersacher, heiraten mögen! Der Referendar macht schlechte Scherze."

Scheu hob sie das reizende Köpfchen und blickte den jungen Arzt an. Ihre Augensterne strahlten einen milden Glanz aus, und dem Mediziner wurde auf einmal ganz weich ums Herz. So hatte er diese blauen Aeuglein noch nicht gesehen, so noch nie die Nähe des lieblichen Kindes empfunden.

„Was sich liebt, das neckt sich," lachte Reinhold, „vielleicht werden sie erst recht ein Paar."

„Fräulein Ziegler wird meinen Preis selbst bestimmen, falls ich Sieger bleiben sollte," entschied Dr. Pohl. „Ich vertraue ganz ihrer Großmut."

Die fröhliche Gesellschaft setzte noch fest, daß man sich nach vierundzwanzig Stunden an derselben Stelle treffen wolle, sowie, daß Fräulein Ziegler sich keiner fremden Hilfskräfte bedienen dürfe, dann vergaß man die Wette und belustigte sich in ungezwungener Heiterkeit, bis die Sonne hinter den Bergen versank.

* * *

Noch am Abend desselben Tages hatte Mariechen Ziegler ihrer Mama von der Wette mit Dr. Pohl Mitteilung gemacht und sie um ihren Rat gebeten, wie sie es anfangen solle.

„Du hättest eine solche Wette nicht eingehen sollen, mein Kind," erklärte die Mutter ernst. „Du hast Deiner Stimme, sowie Deiner Kraft zu viel zugetraut, und namentlich hast Du nicht mit der Gleichgültigkeit und dem Egoismus der Menschen gerechnet. Glaubst Du, man werde Dich reichlicher belohnen, weil Du ein hübsches Gesicht hast? Manche Zigeunerin hat noch strahlendere Augen, noch ein interessanteres Gesicht als Du und doch wird sie für ihr Spiel und ihren Tanz selten mehr als ein Nickelstück von dem einzelnen erhalten. Die Welt ist an solche Erscheinungen gewöhnt und man wird auch Deinem Gesang gleichgültig gegenüberstehen. Und dann, was wird Papa dazu sagen? Dem ist . . ."

„Papa darf vorerst gar nichts wissen," unterbrach die Tochter die Sprecherin. „Wenn es zu Ende geführt ist, nimmt er die Geschichte leichter auf. Deine Bedenken, Mama, die ich übrigens durchaus nicht teile, können jetzt nicht mehr in Betracht kommen, es ist zu spät. Ich habe A gesagt und werde auch B sagen. Die Frauen mochte ich jedenfalls nicht ruhig schelten und so hinstellen lassen, als wenn sie lediglich Drohnen seien, die nichts zu erwerben vermöchten."

„Das ist recht schön von Dir, mein Kind, aber ich fürchte, unsere Geschlechtsgenossinnen werden Dir wenig Dank für das Opfer wissen, welches Du im Begriffe stehst, zur Hebung ihres Ansehens bei den Männern zu bringen. Wahrscheinlich wirst Du gerade von ihnen die magersten Spenden für Deinen Gesang erhalten."

„Das hat nichts zu sagen," meinte Mariechen resolut, „ich spanne meine Hoffnungen gar nicht hoch, aber ich denke, viele Wenig machen ein Viel. Unsere Stadt ist ziemlich groß und ehe die Glocke die siebte Abendstunde verkündet, kann ich schon manchen Nickel ersungen haben. Geizen auch die Frauen mit den Gaben, so vielleicht die Herren um so weniger. Die Lieder werde ich schon darnach wählen und meine Stimme, liebe Mama . . ."

„Ist sehr gut, mein Schatz, das weiß ich," fiel die Mutter ein. „Ich wünsche Dir guten Erfolg und meine, Du solltest Dein Zigeunerkostüm, das Du auf dem letzten Maskenball trugst, für Deine Sängerfahrt anlegen. Das erregt Aufsehen und nun Du einmal entschlossen bist, mußt Du natürlich alle Vorteile für Dich auszunutzen suchen."

In diesem Augenblick ertönte vor dem Hause das Miserere aus „der Troubadour". Es war eine prächtige Drehorgel, welcher ein beklagenswerter Stelzfuß die herrlichen Töne entlockte.

„Eine Fügung des Himmels," rief Mariechen erfreut und öffnete hastig das Fenster. „Der Mann kann mir bei meinem Unternehmen helfen, es wird sein Schaden nicht sein."

Wenige Minuten später stand der Orgelspieler vor dem Töchterchen des Herrn Landgerichtsdirektors.

„Wollen Sie mich mit Ihrer Orgel heute durch die Stadt begleiten?" fragte sie. „Zehn Mark garantiere ich Ihnen und um sechs Uhr sind Sie fertig."

„O, sehr gern, Fräulein," erwiderte der Stelzfuß, „wenn Sie sich nicht genieren, mit mir zu gehen."

„Warum sollte ich mich genieren," lachte Mariechen. „Etwa, weil Sie das hölzerne Bein haben?"

„Jawohl. Die hübschen jungen Damen zeigen sich nicht gerne mit Krüppeln."

„Der Stelzfuß schändet doch den Mann nicht," versetzte das Fräulein ernst. „Er ist vielleicht ehrenvoll erworben."

„Für das Vaterland, Fräulein," entgegnete der Hinkende. „Bei Gravelotte verlor ich mein Bein. Vor achtzehnhundertsiebzig war ich ein stattlicher Bursche und die Mädchen sahen mich überall gerne," setzte er stolz hinzu.

„Um so weniger Ursache habe ich, mich Ihrer Begleitung zu schämen. Jetzt nehmen Sie in dem Nebenzimmer, ordnete sie, das Gespräch auf ein anderes Thema lenkend, an, ein kleines Frühstück zu sich, das ich Ihnen auftragen lassen werde. Während dieser Zeit werde ich mich für unsern Rundgang durch die Stadt fertig machen. Sie sollen die Orgel drehen und ich singe und — sammle ein.

* * *

Eine halbe Stunde später sang in der Straße eine bildschöne Zigeunerin mit glockenheller Stimme:

> Ich bin ein armer Musikant
> Wie es so viele sind,
> Ich hab' nicht Haus, nicht Heimatland,
> Hab' weder Weib noch Kind.

Die Vorübergehenden blieben stehen und in die Augen der Frauen stahlen sich Thränen, so gefühlvoll und innig klangen die Töne von dem schönen Munde in die Welt hinaus. Als die Sängerin die zweite Strophe anstimmte, öffneten sich die Fenster und atemlos lauschte man dem bekannten aber niemals mit solcher Gefühlswärme vorgetragenen Liede. Und als man nun gar in der Sängerin des Herrn Landgerichtsdirektors Töchterchen erkannte, brach ein endloser Jubel aus und aus allen Fenstern flogen dem Orgelspieler und seiner Begleiterin Gaben zu.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in der Stadt die Kunde von Mariechen Zieglers Sängerfahrt und ihrer Wette, und ihr Weg durch die Straßen gestaltete sich bald zu einem förmlichen Triumphzug. Nicht nur die Schuljugend, sondern auch Erwachsene begleiteten sie von einem Ort zum andern. Ueberall wurde sie mit Spannung erwartet und vielfach schon bei ihrem Erscheinen mit einem donnernden Beifallssturm empfangen.

Diese freundliche Aufnahme belebte ihren Mut und ihre Stimme erklang mit jedem Liede reiner und schöner. Als sie auf dem Marktplatze die Arie aus dem „Freischütz" anstimmte,

> Und ob die Wolke sie verhülle,
> Die Sonne bleibt am Himmelszelt!
> Es waltet dort ein heil'ger Wille:
> Nicht blindem Zufall dient die Welt!
> Sein Auge, ewig rein und klar,
> Nimmt aller Wesen liebend wahr!
> Für mich wird auch der Vater sorgen,
> Dem kindlich Herz und Sinn vertraut!
> Und wär' dies auch mein letzter Morgen
> Rief mich sein Vaterwort als Braut;
> Sein Auge, ewig rein und klar,
> Nimmt meiner auch mit Liebe wahr!

hätte man eine Stecknadel zur Erde fallen hören, und als sie geendet, brach ein Jubel und Beifallssturm los, wie er keiner Primadonna je beschieden gewesen ist. Die Herren waren entzückt von dem lieblichen Zigeunerkind, bereitwillig öffneten sich die Börsen, als das reizende Geschöpf ihr zierliches Tellerchen präsentierte und nicht Nickelmünzen, sondern Thaler und Goldstücke wurden ihr mit lachendem Gesicht gespendet.

Die Wette war bereits nach diesem Liede so gut wie gewonnen, allein sie wollte den vollen Tag nunmehr auch ausnutzen und durch

die Macht der Zahlen darthun, was ein Weib vermag, wenn es ernstlich will.

Weiter zog sie daher mit dem Stelzfuß durch die Straßen und trug unermüdlich aus ihrem reichen Liederschatz vor. Vor dem Justizgebäude sang sie das Lieblingslied ihres Vaters, „das Herz am Rhein“. Mit mächtigen vollen Tönen schmetterte sie die zweite Strophe hinaus,

> Es liegt eine Leier im grünen Rhein,
> Gezaubert von Gold und von Elfenbein.
> Und wer sie erhebt aus tiefem Grund,
> Dem strömen begeisternd die Lieder vom Mund,
> Der Kranz der Unsterblichkeit wartet sein,
> Des Sängers der Zukunft, des Sängers am Rhein,

um dann bei dem herrlichen Schlußvers die ganze Weichheit und Modulationsfähigkeit ihrer Stimme zu zeigen.

Wie Liebesflüstern klang es, als sie begann:

> Ich weiß wo ein Häuschen am grünen Rhein
> Umrankt von Reblaub die Fensterlein,

und ein Wonneschauer durchrieselte die Zuhörer, als sie endete:

> Gehörte dies Herz an dem Rheine mir,
> Ich gäbe die Krone, die Leier dafür.

Der Herr Landgerichtsdirektor war aufs höchste überrascht, als er in der Sängerin sein Kind erkannte, und die Zornesader auf seiner Stirn schwoll mächtig an. Als man ihm aber den Zusammenhang erklärte, beruhigte er sich, und als er Zeuge der stürmischen endlosen Ovationen wurde, die seinem Töchterchen zu teil wurden, da leuchteten in seinen Augen Thränen und er schloß versöhnt sein Kind in die Arme. —

Um vier Uhr nachmittags hatten Mariechen Ziegler und der Stelzfuß die Stadt durchwandert. In der Straße, wo ihre Eltern wohnten, hatte sie ihren Rundgang begonnen, dort wollte sie ihn auch beenden und in einem Schlußliede dem Danke für die herzliche Aufnahme und die reichen Spenden Ausdruck geben.

Vor den Fenstern der elterlichen Wohnung, aus welcher die Mutter liebevoll und besorgt herausblickte, nahm sie Aufstellung und stimmte Nesmüllers wehmutsvolles Lied:

> Wenn ich mich nach der Heimat sehn',
> Wenn mir im Aug' die Thränen steh'n,
> Wenns Herz mich drückt halt gar zu schwer,
> Dann fühl' ich's Alter um so mehr,
> Und wird nur leichter mir ums Herz,
> Fühl weniger den stillen Schmerz,
> Wenn ich zu meinem Kinde geh',
> Aus seinem Aug' die Mutter seh'

an. Wie Silber klang ihre Stimme und leise wie ein Hauch erstarb das letzte Wort, der letzte Ton auf ihren Lippen.

Die umstehenden Frauen schluchzten laut und auch Mütterchen wischte sich eine Wehmuts- und Freudenthräne aus dem Auge.

* * *

Lange vor sieben Uhr waren Dr. Pohl und die übrigen Teilnehmer des gestrigen Ausfluges versammelt, nur Mariechen Ziegler fehlte noch.

„Du hast verloren, Doktor, glänzend verloren,“ neckte Referendar Reinhold den Freund.

Der Arzt nickte.

„Sie singt aber auch wundervoll; ich sage Dir, alles war begeistert.“

Ein Wagen fuhr vor. „Pst, sie kommt; sie fährt, weil sie gewiß von dem Rundgang durch die Stadt müde ist,“ erklärte der Referendar, da öffnete sich auch schon die Thüre und herein trat lächelnd das herzige Zigeunerkind.

„Da bin ich, Herr Doktor,“ rief sie lustig, „und bringe den Ertrag meines Gesanges, es sind — na ratet einmal, Kinder! — siebenhundertsechsundzwanzig Mark. Herr Dr. Pohl mag selbst bestimmen, ob ich die Wette gewonnen habe.“

„Glänzend, Fräulein Mariechen,“ erwiderte er und drückte warm die ihm hingehaltene Hand. „Ich bin beschämt und bekenne feierlich, daß Ihre Auffassung die richtige war. Ich sehe ein, daß es Damen giebt, die mehr sind, als unnütze Modepuppen. Aber mehr noch als durch den reichen Ertrag,“ fuhr er mit gehobener Stimme fort, „fühle ich mich durch die Wirkung Ihres Gesanges besiegt. Ich werde die Begeisterung nie vergessen, die alle Zuhörer ergriffen hatte und ich — seine Stimme sank zu einem Flüstern herab — beneide den Mann, der diese kleine Hand und damit die köstliche Stimme sein nennen wird.“

Sie sah ihm treuherzig ins Auge. „Wirklich?“ fragte sie schelmisch.

„Wirklich.“

„Wie schade, daß ich nicht verloren habe,“ flüsterte sie.

„Da haben wir's, da haben wir's!“ rief der Referendar in heiterster Laune. „Macht doch keine Geschichten, Kinder; ihr liebt euch ja doch schon lange. Heute könnten wir prächtig eure Verlobung feiern.“

„Hat er recht, Fräulein Mariechen?“ fragte der junge Arzt.

„Ich würde nicht wagen, zu verneinen,“ lächelte sie.

„Wirklich,“ jubelte Dr. Pohl. „Diese kleine Hand wollte mir gehören, dieses mutige Evastöchterchen mit dem streitsüchtigen Mediziner durchs Leben gehen?“

„Ich riskiere es,“ nickte Mariechen.

„Komm an mein Herz, Du süßes Lieb,“ frohlockte der junge Mann und hob das junge Mädchen stürmisch zu sich empor.

Die Lippen brannten heiß aufeinander und besiegelten den Bund fürs Leben.

* * *

Ein Jahr später waren Dr. Pohl und Mariechen Ziegler ein Paar. Der junge Arzt, welcher inzwischen eine großartige Praxis erworben hatte, trug seine Frau auf Händen und stundenlang konnte er bei ihr sitzen und ihrem Gesange lauschen.

Wenn er dann am Schlusse seinem Weibchen einen Dankeskuß auf die kirschroten Lippen drückte, flüsterte sie: „Ich habe mir meinen Schatz doch eigentlich ersungen und da soll einer sagen, daß der Gesang keinen Wert habe.“

„Deiner ist unbezahlbar, mein Herz,“ erklärte alsdann der Gatte, „aber Du sollst nun für mich singen. Das Geld erwerbe ich schon.“

„Aber wir können auch, wenn wir nur wollen,“ versicherte allemal die junge Frau und hing sich glückstrahlend an den Hals des Gatten.

Herbst.

> Nun ist es Herbst, die Blätter fallen,
> Den Wald durchbraust des Scheidens Weh;
> Den Lenz und seine Nachtigallen
> Versäumt' ich auf der wüsten See.
>
> Der Himmel schien so mild so helle,
> Verloren ging sein warmes Licht;
> Es blühte nicht die Meereswelle,
> Die rohen Winde sangen nicht.
>
> Und mir verging die Jugend traurig,
> Des Jünglings Wonne blieb versäumt;
> Der Herbst durchweht mich trennungsschaurig,
> Mein Herz dem Tod entgegen träumt.

Nikolaus Lenau.



Bad Elster. Der Reisende, der mit der Bahn über Leipzig südwärts eilt, verläßt bald die norddeutsche Tiefebene mit ihren unabsehbaren Gefilden. Einzelne niedrige Hügel steigen auf, die allmählich steiler und höher werden, sich zu langgestreckten Ketten aneinander reihen und scharf eingeschnittene Flußthäler zwischen sich fassen. Die weiten Getreidefelder werden seltener, kleiner, Fichte und Tanne treten in immer dichteren und größeren Beständen auf, die Luft wird dünner, frischer. In vielfachen Krümmungen windet sich die Bahn schließlich zwischen den Bergen dahin, aufwärts zum Kamme des Elstergebirges. Gleich hinter dem alten Städtchen Adorf bietet sich von dem hochgelegenen Bahndamm auf einige Augenblicke ein reizender Blick in das grüne Wiesenthal der oberen Elster, von dessen Ende in zwei Kilometer Entfernung die weißen Häuser von Bad Elster herüberleuchten und sich scharf abheben von dem dunklen Hintergrunde, dem tiefen Grün der tannenbedeckten Berge, die in sanft geschwungener Linie den Ort halbmondförmig umgeben. Kaum vierzig Jahre sind es her, da lag hier, weitab vom Verkehr, ein fast unbekanntes kleines Dorf. In elenden Strohhütten hausten ärmliche Bewohner, die sich kümmerlich nährten durch etwas Feldbau, Weberei, Holzfällen, sowie durch das Aufsuchen von Pilzen und Waldbeeren, die auf den Bergen in ungezählter Menge wuchsen. Und jetzt? Umgeben von rosenreichen Gärten etwa 150 freundliche, schmucke Häuser, die Kuranstalten und das prächtige neue Kurhaus; der ganze Thalgrund ausgefüllt mit üppigen Wiesen und Parkanlagen, durch welche der gebändigte mutwillige Gebirgsbach silberglänzend dahineilt. Wo einst wenige arme Bauern über magere Kartoffelfelder dahinstampften, da tummelt sich jetzt alljährlich im Sommer bei den Klängen der Musik eine aus allen Himmelsgegenden herbeigeströmte, von Jahr zu Jahr internationaler werdende Fremdenschar, die in den Heilquellen, in den Stahl- und Moorbädern, umweht von frischer Bergluft, Gesundung sucht. — Zum Teil ist der schnelle Aufschwung der überraschenden Aehnlichkeit zu verdanken, welche die fünf alkalisch-salinischen Eisensäuerlinge von Elster mit denen des benachbarten Franzensbad zeigen. Das Verständnis für die reichen Heilmittel von Bad Elster ist im letzten Jahrzehnt in immer weitere Kreise gedrungen, so daß die Fremdenzahl von Bad Elster mit 7400 Personen der von Franzensbad nahezu gleichkommt. Während vor zehn Jahren Bad Elster eigentlich nur als Frauenbad galt, ist seitdem das männliche Geschlecht von Jahr zu Jahr stärker vertreten. — Unmittelbar an der Ostseite des Parkes steigt der waldumrauschte Brunnenberg bis zu 609 Meter Höhe empor. Er wird in seiner ganzen Ausdehnung von zahllosen, teils steilen, teils sanft zur Kuppe hinanstrebenden Wegen durchzogen. Dank der ausgedehnten, bis an die Häuser des Ortes herantretenden Waldfläche weist das Klima des oberen Elsterthales auffallend geringe Temperatursprünge auf, welche für die Kranken bekanntlich oft so verhängnisvoll werden. Bei dem Fehlen aller Großindustrie ist die Luft sehr rein, frei von Staub und schädlichen Beimischungen und macht trotz der Frische stets den Eindruck einer gewissen Weichheit. H. H.

Das Kaiser-Franz-Joseph-Denkmal in Mährisch-Weißkirchen. Die Idee zur Errichtung eines Kaiser-Franz-Joseph-Denkmals in Mährisch-Weißkirchen ging von dem dortigen Bürgermeister Dr. Fritz Packy aus, der auch

durch Sammlungen den erforderlichen *Fonds aufbrachte.* Es sollte damit dem Kaiser aus Anlaß des 50jährigen *Regierungsjubiläums* der Dank für die gewährten freiheitlichen Einrichtungen *und die patriotische* Ergebenheit zum Ausdruck gebracht werden. Das *Denkmal* zeigt das im weißen Laaser Marmor ausgeführte kaiserliche *Standbild auf* einem Sockel aus rotem schwedischem Granit. 2½ Meter hoch, *im* Toisonornat, wurde es von dem Wiener Bildhauer Emanuel Pendl *modelliert* und zeichnet sich namentlich durch Porträtähnlichkeit, natürliche Haltung des Kaisers und durch die überaus feine und formvollendete *Ausführung* der Detailarbeit aus. Der Kaiser besichtigte im Februar das *Denkmal* im Atelier des Künstlers und zollte ihm seinen ungeteilten Beifall. Der Sockel, ebenfalls 2½ Meter hoch, wurde von dem Steinbruchsgewerken Albert Förster in Zuckmantel hergestellt. Der Stein ist prächtig und die Arbeit durchaus stilgerecht. So wurde durch das Zusammenwirken dieser beiden Männer ein Werk geschaffen, das durch die Wahl und die Zusammenstellung des Materials, durch die Eleganz der Ausführung und durch das Ebenmaß der Größenverhältnisse in dem Beschauer den Eindruck vollster Befriedigung hervorruft. Es ist dies das erste Denkmal für Kaiser Franz Joseph I., das sich in Oesterreich-Ungarn auf einem öffentlichen Platze erhebt. — Die Enthüllung erfolgte am 26. Juni in Anwesenheit des Statthalters und anderer hoher politischer und militärischer Behörden, sowie eines nach Tausenden zählenden Publikums in höchst feierlicher Weise.

„Schier dreißig Jahre bist du alt!“ Der alte pensionierte Lehrer muß seine letzten Lebenstage allein zubringen, denn seine liebe alte Gertrud, die ein halbes Jahrhundert Freud und Leid mit ihm geteilt, ist ihm vorangegangen in jenes Reich, in dem es keinen Kummer und keine Sorgen mehr giebt. Kinder hatte das Ehepaar keine; statt jenen schafften sie sich jedoch andere lebende gefiederte Geschöpfe, so eine Dohle und Kanarienvögel an, und diese liebten und pflegten sie. Jetzt allerdings ruht die Sorge für all diese Tiere auf den Schultern des alten Lehrers, der sich alle erdenkliche Mühe giebt, seine Pfleglinge zufrieden zu stellen. Um sie zu erheitern, pfeift, singt oder spielt er ihnen öfters manch Liedchen vor, denn Frau Musika war stets des alten Lehrers treueste Geliebte gewesen. Besonders des alten Holteis Mantellied: „Schier dreißig Jahre bist du alt — hast manchen Sturm erlebt,“ tönt von den Saiten der morschen Geige, wenn der Lehrer seinen Lieblingen eine spezielle Freude bereiten will. Das Lied paßt so ganz auf ihn, den biedern, gutherzigen Alten, auch er hat so manchen Sturm während seines Daseins erlebt, drum hält er sich stets marschbereit, dem Rufe des Allmächtigen zu folgen, und dankt ihm für jeden Tag, den er ihn mit seinen Stubengenossen verbringen läßt. St.



Bedenklich. Fleischerssöhnlein (nachdem es eine Weile bei der Wurstbereitung zugesehen): „Du, Vater, jetzt weiß ich erst, warum die Wurst eine Haut hat.“ — Vater: „Na also, warum denn?“ — Junge: „Damit man nicht sieht, was alles drin ist!“

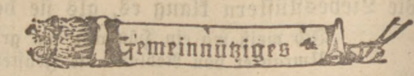
Merkwürdig. Bankier (der von einer Menge Verehrer seiner Tochter umkreist wird): „Merkwürdig, früher waren all' die Damen in mich verliebt, jetzt sind's die Herren!“

Privilegien der Damen von Braga. Um 1503 empfing ganz Portugal seinen Namen von der Stadt Porto Cale. Früher hieß der Teil zwischen Porto, Alemtejo und Kastilien, wie bekannt, Lusitanien, und die Provinz Entre-Minho y Duero war Torre des Braveros genannt. Einst machten die Gallier einen Einfall gegen das Volk von Braga, weches die Portuenser zurücktrieb und ihren berühmten Feldhauptmann, Norbano Cabrio, tötete. Die Portuenser öffneten hierauf ihre Thore und baten um Frieden. Aus dieser Zeit schreiben sich einige sonderbare Privilegien der Damen von Braga her, z. B., daß ein Portuenser, der eine Braganserin heiratete, keine Mitgift empfing, sondern im Gegenteile ihre Verwandten beschenken mußte, und daß die Portuenser ihre Wälle und Häuser nicht ohne Erlaubnis der Damen von Braga wieder aufbauen durften. Wenn ein Mann aus Porto eine Ehrenstelle empfing, so setzte eine Braganserin ihm den Fuß auf den Nacken, um ihn dazu geschickt zu machen u. s. w. St.

Mehr als das! Der Kaiser Joseph II, fuhr einst, in einen einfachen Mantel gehüllt und nur von einem Kutscher ohne Livrée begleitet, aus den Thoren Wiens, ließ aber den Wagen wieder umkehren, als es heftig anfing zu regnen. Ein Fußgänger, den er einholte, bat, ohne den Kaiser zu erkennen, ihn mitzunehmen, weil er seine Uniform — er war Sergeant — schonen wolle. Joseph gestattete das freundlichst und knüpfte ein Gespräch mit ihm an. „Woher kommt Ihr?“ — „Woher ich komme? Ach, von einem meiner Freunde, einem Wildmeister, bei dem ich ein prächtiges Frühstück eingenommen habe.“ — „Nun, was gab es denn?“ — „Raten Sie!“ — „Ja, was weiß ich? Eine Biersuppe?“ — „Mehr als das!“ — „Sauerkraut?“ — „Mehr als das!“ — „Einen Lendenbraten?“ — „Mehr als das!“ — „Ich kann es wahrhaftig nicht erraten, was Ihr gefrühstückt habt,“ meinte der Kaiser, „sagt es mir doch!“ — „Einen Fasan haben wir gegessen, sagte der Sergeant, indem er dem Kaiser vertraulich auf die Schulter klopfte, „einen Fasan, der eigentlich für Seine Majestät bestimmt war!“ — „Ah, da mußte er freilich gut schmecken!“ — „Da haben Sie recht!“ — Sie näherten sich der Stadt, und Joseph fragte seinen Wagennachbar, wo er wohne, um ihn bis an sein Haus bringen zu lassen. Der Sergeant gab arglos sein Quartier an, wurde aber immer neugieriger, zu erfahren, wer sein freundlicher Begleiter sei. Endlich fragte er geradezu. — „Jetzt,“ lachte der Kaiser, „kommt die Reihe an Euch, zu raten.“ — Der Sergeant musterte lange das Aeußere seines Begleiters, dann sagte er: „Sie sind ohne Zweifel ein Offizier!“ — „Nun erratet auch meine Rangstufe!“ — „Sind Sie ein Herr Lieutenant? — „Mehr als das!“ — „Ein Herr Hauptmann?“ — „Mehr als das!“ — „Wohl gar ein Herr Oberst?“ — „Mehr als das!“ — Der Sergeant zog sich ängstlich in den äußersten Winkel der Kutsche zurück. „Sind Excellenz sogar Feldmarschall?“ — „Mehr als das!“ — Da fiel der Sergeant, so gut es in dem engen Wagen anging, auf die Kniee und rief in furchtsamem Tone: „Mein Gott, es ist der Kaiser!“ — „Ja, der Kaiser, dem Ihr einen Fasan weggegessen habt! Damit ihr aber den Fasan ordentlich verdauen könnt, will ich Euch bis vor Euer Quartier bringen lassen!“ D.

Vexierbild.

Da muß wohl ein Löwe in der Nähe sein, weil die Antilopen davon springen!

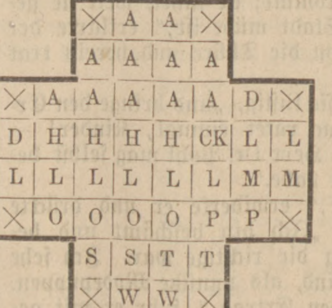


Will man sich ein helleres Leuchten der Lampe verschaffen, so füge man dem Petroleum der Lampe gewöhnliches Kochsalz, eine Messerspitze voll, bei. Noch besser ist, ein klein wenig Kampher hinzuzufügen.

Wasserflaschen zu reinigen. Das einfachste Mittel ist folgendes: Eine kleine, rohe Kartoffel wird in feine Stückchen geschnitten, diese mit nur wenig Wasser in die Flasche gethan und tüchtig umgeschüttelt. Schon nach wenigen Augenblicken wird man den guten Erfolg sehen und nach gehörigem Nachspülen vollständig klares Glas haben.

Das Schielen der Kinder. Fast täglich begegnen uns auf unserem Lebenswege Menschen, die zwar nicht schielen, aber „einen schiefen Blick haben, wie man zu sagen pflegt. „Das ist angeboren,“ meint der eine, „das ist eine üble Angewohnheit,“ denkt ein anderer. Doch beide haben Unrecht; es ist weder angeboren, noch eine üble Angewohnheit, sondern „anerzogen“. Meist trägt die Mutter, deren Stolz durch diese Schwäche ihres Lieblings oft sehr gekränkt wird, selbst die Schuld daran. Wenn ein kleines Kind von drei bis vier Monaten anfängt, mit mehr Verständnis um sich zu schauen, wenn es mit mehr Interesse nach allem Bunten, allem Glitzernden guckt, wenn es anfängt, mit seinen kleinen, ungeschickten Händchen nach allem zu greifen und zu haschen, was sich bewegt, pflegen die Eltern und Wärterinnen — besonders wenn es gilt, ein so kleines Wesen in seinem unbekannten Kummer zu trösten und zu beruhigen — ziemlich dicht vor dem Gesicht des Babys etwas hin- und herzubaumeln; will nun das Kind den Blick beider Augen auf diesen Gegenstand konzentrieren, so muß es unwillkürlich schielen. Beobachtet doch übermütige, unvernünftige Kinder auf der Schulbank, wenn sie das Schielen lernen wollen! Was thun sie? Sie halten einen ihrer Finger dicht vor die Nasenspitze; — wer es am schnellsten weg hat, die Blicke seiner beiden Augen auf diesen Punkt zu konzentrieren, der hat sich im Studium des Schielens als gelehrigster Schüler erwiesen, und nur die Drohung: „Wenn jetzt die Turmuhr schlägt, bleibt Dein Gesicht so stehen!“ hilft gewöhnlich, daß der Uebermütige seine Züge wieder freiläßt von diesem Zwang. Wer sich später nicht vorwerfen will, daß sein Kind „einen schiefen Blick“ hat, halte, wenn er einem Baby mit irgend etwas Beweglichem die Zeit vertreiben will, den betreffenden Gegenstand immer in möglichst weiter Entfernung.

Kreuzrätsel.



Die in nebenstehender Zeichnung befindlichen 40 Buchstaben sind so zu ordnen, daß aus ihnen zweimal vier Wörter entstehen, die von oben nach unten, oder von links nach rechts gelesen, stets das Gleiche ergeben. — Diese vier Wörter bezeichnen: 1) Eine Stadt in Thüringen. 2) Eine Stadt in Schweden. 3) Eine deutsche Ruhmeshalle. 4) Einen Männernamen. Ferd. Peuker.

Rätsel.

So einfach und klein ich auch bin,
Erheitere öfters den Sinn,
Erfreue das Herz. —
Doch wende der Zeichen nur zwei,
Dann ist's mit der Freude vorbei,
Und aus mit dem Scherz! . . .

Ferd. Peuker.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Silbenrätsels: **Violine, Ipswich, Einhufer, Linde, Etrurien, Sardinien, Kakadu, Adler, Neumond, Narcisse, Dalmatien, Evangelium, Resede, Magen, Erasmus, Neubreisach, Seide, Chamäleon, Eisen, Nicolai, Telemach, Ballet.** — „Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht. — Des Bilderrätsels: Sorgen tragen nichts in die Küche. — Des Homonyms: Schimmel.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.